

Das Schweigen der Faschisten

Der Faschismus in Spanien warf einen langen Schatten. Obwohl die Franco-Diktatur mit dem Tod des »Caudillo« im November 1975 unrettbar ihrem Ende entgegenging, dauerte es noch einmal 25 Jahre, bis sich eine Bewegung Gehör verschaffte, die die Massenverbrechen der Franquisten und deren Opfer ins Zentrum stellte. Mit der Öffnung der ersten Massengräber ab dem Jahr 2000 kam ein Prozess ins Rollen, der bis heute anhält. Wer sich über die Erinnerungsbewegung und ihre Ausgangsbedingungen informieren wollte, der griff ab 2006 zum »Bernecker«, dem seitdem mehrfach neu aufgelegten und erweiterten Standardwerk. Walther L. Bernecker (und dessen Koautor Sören Brinkmann) schilderten knapp die Geschichte des Spanischen Krieges, um sich anschließend ausführlich der Erinnerungspolitik der Franquisten, dem »Pakt des Schweigens« nach dem Ende der Diktatur sowie dessen ziemlich lautem Zerbrechen zu widmen.

Bernecker hat sich von Beginn seiner akademischen Laufbahn an mit Spanien befasst. Promoviert wurde er 1976 in Erlangen mit einer Arbeit über die soziale Revolution ab 1936 (»Anarchismus und Bürgerkrieg«, 2006 erschien eine aktualisierte Fassung). Dort hatte er nach Stationen in Bielefeld, Augsburg und Bern ab 1992 einen Lehrstuhl für Auslandswissenschaft mit dem Schwerpunkt Romanischsprachige Kulturen inne und widmete sich neben der Geschichte Haitis, Mexikos und Portugals immer wieder Spanien. Wer sich heute mit der Geschichte der Iberischen Halbinsel im 20. Jahrhundert befasst, kommt kaum an diesem produktiven Historiker vorbei, der zuletzt 2024 ein biographisches Porträt über den 2014 abgedankten König Juan Carlos I. veröffentlichte. Jetzt ist Walther L. Bernecker im Alter von 78 Jahren in Erlangen gestorben. (row)

Ins Risiko

Die Strategie des Theaters Regensburg zählt sich aus: Statt vor allem Klassiker stehen in dem Haus oft weniger bekannte Stücke auf dem Spielplan – und es findet damit Anklang bei Publikum wie Experten. Am Montagabend wurde das Theater mit dem *Oper!*-Award in der Kategorie »Bestes Opernhaus des Jahres« ausgezeichnet. Juryvorsitzender Ulrich Ruhnke bescheinigte den Regensburgern »künstlerische Exzellenz und programmatische Unerschrockenheit«: »Hier begegnet uns eine Haltung, die vor allem eines auszeichnet: Mut statt Vorsicht. Auf dieser Bühne riskiert man mit größtem Erfolg Musiktheater in seiner ganzen Breite als hochkarätiges Wagnis.« Verliehen wird der Preis von der Fachzeitschrift *Oper!*. (dpa/iW)

Eine heikle Sache

Eine umfassende Retrospektive der fotografischen Arbeiten der Psychologin Christa Mayer im Haus am Kleistpark.

Von Matthias Reichelt



Christa Mayer:
»Psychiatrie – Mensch und Hase« (1994)

Im Zentrum von Christa Mayers fotografischem Werk steht das menschliche Antlitz. Das »Gesicht als Seelenlandschaft« erforschte sie auch in der eigenen Familie. Schon 2022 war im Projektraum des Hauses am Kleistpark ihre Ausstellung »Meine Mutter, meine Schwester und ich« zu sehen. Aktuell präsentiert das Haus eine umfassende Retrospektive der 1945 in Bad Kissingen geborenen Psychologin und Fotografin.

Die Kuratorin Caroline Förster hat mit der Fotografin zusammen eine Auswahl getroffen, die Einblick in die verschiedenen Sektionen ihres Lebenswerks bietet. Darunter finden sich

Naturaufnahmen, Reisefotografien aus Kalifornien, Italien, Indien und Mexiko, Porträts von Psychologen und Schamanen sowie Bilder von psychisch erkrankten Frauen und Männern. Die anlässlich der Ausstellung beim Distanz-Verlag erschienene Monographie enthält zusätzlich einige Selbstporträts und Studien zu eigenen Körperinszenierungen.

Christa Mayer gehörte zu den wenigen Frauen, die an der legendären und von Michael Schmidt begründeten »Werkstatt für Photographie« an der Volkshochschule Kreuzberg gelernt haben. Auch wenn sie erst 1980 zur Werkstatt stieß und dort maßgeblich bei Klaus-Peter Voutta studierte,

da Schmidt bereits in eigener Karriere unterwegs war, so profitierte sie sehr von den Diskussionen über die vorgelegten Arbeiten. Zu diesem Zeitpunkt hatte Mayer bereits seit 1978 als Psychologin in der Chronikerabteilung einer psychiatrischen Klinik am Wannsee in Berlin gearbeitet. Aus einem konservativ-katholischen Elternhaus stammend, ging Mayer nach dem Vordiplom in Psychologie bewusst nach Westberlin, da sie sich dort »mehr Offenheit und Freiheit, vor allem im Hinblick auf Themen wie Emanzipation, antiautoritäre Erziehung, die Frankfurter Schule und Antipsychiatrien« erwartet hatte, wie sie in einem Interview mit der Kuratorin

Förster ausführte. Mit einer einfachen Boxkamera hatte sie bereits mit 14 Jahren vor allem Menschen fotografiert. In der Psychiatrie setzte sie das Medium ein, um das dortige Leben etwa in den Aufenthaltsräumen zu dokumentieren. Später nutzte sie die Fotografie als therapeutisches Mittel im Dialog mit den Patienten und stieg auf eine zweiaugige Rollei-Kamera um.

Das Fotografieren in der Psychiatrie ist eine heikle Sache. In der Vergangenheit wurden die Patienten oft als wehrlose Objekte behandelt, gegen ihren Willen abgelichtet und die Bilder zum Zweck der Stigmatisierung der Kranken genutzt. Dazu wurden sie wie Kriminelle im Profil und en face festgehalten, ganz im Sinne einer Dichotomie zwischen dem Abnormalen und dem vermeintlich Gesunden und »Normalen«. Bei den Nazis zielte diese Fotografie darauf ab, das zu vernichtende Leben propagandistisch als »überflüssig« zu markieren.

Mit dem Wissen um den Missbrauch des Mediums bleibt der Blick skeptisch beim Betreten von Christa Mayers Ausstellung. Doch die respekt- und liebevollen Bilder der Serien »Abwesende I+II« belegen ihre behutsame Annäherung an die Patientinnen und Patienten, mit denen sie therapeutisch arbeitete. Deren Zugewandtheit gegenüber der Therapeutin wird in vielen der im Dialog entstehenden Portraits deutlich. Die Kamera ist bei Mayer der Spiegel des psychischen Zustands der Therapierten. Mal mit ausdrucksstarker Mimik und direktem Augenkontakt, mal in sich gekehrt und mit abgewandtem Blick, signalisieren die Bilder Offenheit oder Verslossenheit. Mayer nutzte die Fotografien in der Therapie und bat die Fotografierten um Kommentare zu ihrem Abbild. Mit der jungen Patientin S., deren Wunsch es war, als Model zu arbeiten, entwickelte Christa Mayer indes eine ganze Serie, in der sich die Patientin während eines gemeinsamen Ausflugs in der Natur inszenieren konnte. Mayer gab ihr den Raum, ihr Bild von sich selbst zu formen. Eine andere Patientin, P., liegt während des Gesprächs leger mit der Zigarette auf der Couch und scheint die Aufmerksamkeit von Mayer und ihrer Kamera geradezu zu genießen. Die Beispiele zeigen: Christa Mayer ist es gelungen, ihren Patientinnen und Patienten auch fotografisch mit Respekt zu begegnen.

■ Christa Mayer – »Fotografie – Das Werk«. Haus am Kleistpark, bis 6. April 2026. Die gleichnamige Monographie, herausgegeben von Carolin Förster, ist im Dezember 2025 im Distanz-Verlag erschienen

Rafael, Schwarz, Seifert ■ Jubel der Woche. Von Jegor Jublimov

Eine Ungarin wurde in der DDR mit der Chansonreihe »Zu Gast bei Márta Rafael« zu einer Bildschirmfavoritin der 60er Jahre. Die Sängerin und Schauspielerin war ein Liebling des Budapester Musiktheaters seit den 50ern. Sie gastierte unter anderem in Skandinavien, der Sowjetunion, der Schweiz und in Großbritannien. Der Friedrichstadtpalast holte sie 1960 für die Revue »Budapester Melodie« nach Berlin. Mit ihr stand Lutz Jahoda auf der Bühne, der ebenso wie das Publikum ihren Akzent mochte. »Ich liebte ihr langgezogenes »u«, wenn sie meinen Vornamen aussprach«, erinnert er sich noch heute. Dass Márta Rafael in Berlin blieb, lag am Charme von Karl-Eduard von Schnitzler. Sie schloss mit ihm ihre zweite Ehe und wurde seine vierte Frau bis zu seinem

Tod 2001. Seit Ende der 70er Jahre trat Rafael auch wieder als Schauspielerin vor die Kamera – mit ihrer Ausstrahlung prädestiniert fürs Rollenfach der reifen adligen Dame. Unvergessen ist sie als Baronin von Arnthem in der Adaption von F. C. Weiskopfs »Abschied vom Frieden« (1979) und als Oberhofmeisterin von Kolowrath in »Sachsens Glanz und Preußens Gloria« (1985). Die Budapesterin starb mit 91 in Woltersdorf und wäre am Donnerstag 100 Jahre alt geworden.

»Jeder Sieg, der uns im Kampf beschiedenen, dient dem Sozialismus und dem Frieden!« Der diesen Reim 1968 bei der Kinder- und Jugendspartakiade in der Berliner Wuhlheide mit Pathos vortrug, war nicht etwa Schnitzler, sondern Jaeki Schwarz. Der 22jährige Schauspielstudent aus Berlin-Köpenick,

der ebenfalls am Donnerstag 80 wird, hatte kurz zuvor seine Laufbahn mit Konrad Wolfs weltweit beachtetem Defa-Antikriegsfilm »Ich war neunzehn« begonnen. Neben seiner Theaterarbeit in Magdeburg und am Berliner Ensemble drehte er weiter Film auf Film, die interessantesten bei Egon Günther (u. a. »Die Schlüssel«, 1974), Herrmann Zschoche (u. a. »Bürgschaft für ein Jahr«, 1981) und Iris Gusner (u. a. »Kaskade rückwärts«, 1984), doch auch Wolf holte ihn 1974 als Aktmodell in seinen Gegenwartsfilm »Der nackte Mann auf dem Sportplatz«.

Nach 1990 hat Schwarz noch eine anständige Krimikarriere hingelegt, so 1993–2000 in »Auf eigene Gefahr« neben Thekla Carola Wied, als Kommissar Schmücke im »Polizeiruf 110« (1996–2012) neben Wolfgang

Winkler und als Ex-Volkspolizist Sputnik in »Ein starkes Team« (1994 bis heute) neben Florian Martens.

Jaeki Schwarz und Martin Seifert, beide am BE engagiert, spielten im *DFP* in der Brecht-Adaption »Die Bestie« (1988). Seifert wurde am 24. Februar vor 75 Jahren in Jena geboren und starb im vergangenen Jahr. Er hatte in Berlin Schauspielkunst studiert, wurde von Heiner Carow 1979 für die Hauptrolle neben Katrin Saß im Defa-Film »Bis dass der Tod euch scheidet« geholt und wurde bald auch in TV-Adaptionen nach Theodor Storm und Theodor Fontane bekannt. Neben vielen anderen TV-Aufgaben, mehrfach im »Polizeiruf 110«, hatte er das Glück, in der Kinofilmreihe »Bibi & Tina« (2014–2017) als hintergründiger Butler Dagobert ein Liebling auch des jungen Publikums zu werden.